

# Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.90 (Postfach IX 2083) Oesterreich (Postfach-Ronto D 111,699) u. Deutschland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Zusätzl. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Lu (Rheinthal), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaan, Telephon Nr. 55. Verwaltung Baduz, Telephon Nr. 48.



Anzeigenpreise: die 4spaltige Col.-Zeile  
 Inland 20 Cts. Ausland 30 Cts.  
 Abgrenz. Rheinthal (Sargans & Senn) 15 Cts. 20 Cts.  
 übrige Schweiz 18 Cts. 25 Cts.  
 Ausland 20 Cts. 25 Cts.  
 Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch: Verwaltung des Blattes in Baduz, Tel. Nr. 48.  
 Inseratenannahme für das Rheinthal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen A.G. St. Gallen, Tel. Nr. 35.90; und übrige Kantone.

Organ für amtliche Kundmachungen

## Wand'rer, stehe still . . .

An ähnliche Worte, wie sie einst Leonidas und seinen Spartiaten am Thermopylenpaß, 480 v. Chr., gesagt wurden, möchten wir uns halten, wenn wir letzte Woche lasen: Das Zentrum ist nicht mehr. Es hat dem deutschen Vaterlande sein letztes Opfer gebracht. Und doch horchte die Welt auf, als diese Meldung in der Presse erschien, der Leser hielt inne. Wir mischen uns prinzipiell nicht in deutsche Verhältnisse, geben aber heute doch der verdienstvollen Geschichte des Zentrums, die uns aus Leserkreisen zuzug, Raum.

### Von den Feinden nie besiegt, von den Freunden verlassen.

Was man nach den letzten Vorgängen erwarten mußte, ist eingetroffen und wird nicht mehr überraschen. Deutschland hat kein „Zentrum mehr“. Früher sprach man von dem selbständigen Zentrum des Zentrums. Nun ist er doch gefallen. Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Alle Parteien verschwand von der Bildfläche. Wer hätte das bei dem parteireichen Deutschland voraussehen können, daß es ohne politische Partei einmal dastehen werde? Im preussischen Abgeordnetenhaus war schon im Jahre 1852 eine konfessionelle katholische Fraktion gegründet worden. Die Gründung geschah infolge des Verbotes der kath. Volksmissionen und Verweigerung der Erlaubnis römischer und jesuitischer Unterrichtsanstalten. 63 Abgeordnete bildeten sie, unter diesen Graf J. zu Stolburg, die beiden Reichensperger, v. Mallimkrodt. Seit dem Jahre 1858 wurde sie Fraktion des Zentrums genannt u. bestand bis 1867. Die Bildung der heutigen Zentrums geht auf den Moabiter Klostersturm zurück (16. August 1869) und die von Berliner Bürgern vorgeschlagenen katholikenfeindlichen Maßnahmen. Die katholischen Vereine Rheinlands und Westfalens beantragten ein Programm mit Freiheit der Kirche, konfessionelle Schule, Selbstverwaltung in Gemeinde und Provinz, Arbeiterschutz, soziale Fürsorge. Nach diesem Programm vereinigten sich am 13. Dezember 1870 etwa 69 Abgeordnete. Sie wollten keine konfessionelle Partei sein und nahmen stets Protestanten in ihre Partei auf. Sie wollten von jeder Kirche vollständig frei sein, sie wollten eine politische Partei sein. Im Jahre 1873 stieg die Zahl im preussischen Abgeordnetenhaus auf 90 und 2 Hospitanten, im Reichstag war die Zahl seiner Mitglieder im Jahre 1874 auf 91 gestiegen samt 3 Hospitanten.

Die Zahl blieb ungefähr die nämliche bei allen Wahlgemeinden. Im Jahre 1907 zählte das Zentrum des Reichstages sogar 109 Mitglieder und 1 Hospitanten.

Das Jahr 1887 brachte eine Vorlage der Regierung, welche die Bindung des Militäretats auf 7 Jahre forderte. Das Zentrum war dagegen aufgetreten. Rom enthielt sich stets jeder Einflußnahme in politischer Beziehung. Dieses Mal war der Nuntius in München, wie es scheint, überredet worden, auf das Zentrum einzuwirken, daß es die Regierung unterstütze. Windthorst besand sich gerade zu München, als ein junger Zeitungsträger das Extra-Blatt verkaufte: „Der Papst gegen das Zentrum“. Der große Zentrumsführer fuhr sofort nach Köln, wo in dem berühmten Saale des Gürzenich die Zentrumsversammlung stattfand. Die ganze Versammlung litt gewaltig unter dieser Einflußnahme, da so etwas bislang noch nie geschehen war. Windthorst jedoch verteidigte den politischen Standpunkt seiner Partei und schloß seine berühmte Gürzenichrede mit dem Appell: „Sollte dieser Standpunkt unser Untergang sein, so setzt uns ein Denkmal mit der Aufschrift: „Hier liegt das Zentrum. Von seinen Feinden nie besiegt, von seinen Freunden verlassen“.

Stürmisch erwiderte die Versammlung: „Nein, nein, das soll nicht geschehen“. Der Sturm ging, wie so manche Stürme, ohne Schaden vorüber. Darum ist es zu bedauern, daß das Zentrum gerade heute nicht mehr weiter bestehen soll. Wir wollen hoffen, daß die neue Zeit dem katholischen Volksteile günstig werde, zumal am 4. Juli auch das neue Konkordat zwischen Deutschland u. dem Vatikan abgeschlossen wurde.

## Liechtensteinische Lüge u. Verleumdung auf Schweizerboden.

Wir würden dies kaum schreiben, wenn wir es nicht als unsere heilige Pflicht erachteten, gegen Lüge und Verleumdung zu Felde zu ziehen. Diesem Grundsatz aber dürfen wir nicht untreu werden und müssen die erste Arbeiterzeitung, die mit d. Schweizerischen Freiwirtschaftlichen Zeitung erscheint, als Ausbund aller Gemeinheit, die in Liechtenstein u. v. Liechtensteinern im Auslande getätigt wurde, hinstellen. An erster Stelle werden in einem offenen Brief Regierungschef und Land-

tagspräsident beschimpft, wie es wohl noch nie vorgekommen ist. Wir möchten wünschen, daß alle Liechtensteiner diesen Erguß der Gemeinheit einer bodenlos unverschämten Presse lesen könnten. Hier heißt es bloß: Zurück meine Herren, da sitzt der Führer schon am Steuer der äußersten Linken bei den Kommunisten!

Dieser offene Brief ist verfaßt von Frau J. Eberle in Triesen, von der Frau des seinerzeitigen Kanzleileiters in dem Landgerichte zu Baduz. Wir wissen, was dort geschehen ist, wir wissen, daß Herr Eberle straffrei ausging, Reisegelder erhielt, man war besorgt um die Familie, man wollte den Leuten helfen, sie kamen zurück, man mußte auf der Rückreise wieder helfen, und schließlich hatte Herr Eberle wieder eine Anstellung beim Adlerunternehmen. Heute steht dieser Brief mit Anfangsbuchstaben in der Zeitung, wir müssen unsern Lesern Kenntnis geben, wer das ist. Es soll nicht mehr länger Schindluder getrieben werden in Liechtenstein. Diese Familie Eberle kam scheinbar immer um Unterstützungen ein. Die Armut in Ehren, es wurde geholfen, die Armut in Ehren, es soll weiter geholfen werden, aber auch andere bürgerlichen Tugenden: den Anstand und die Dankbarkeit in Ehren. Manches arme Bäuerlein hat zudem kaum mehr als die Familie Eberle. Mancher der Schweizerarbeiter in Miete hatte nicht mehr an Einkommen, als die Familie Eberle. Die Armut in Ehren, es soll und muß geholfen werden, wo nur immer möglich, aber anderen Armen, bedürftigen Leuten muß eben auch geholfen werden. Mit solchen Briefen nun aber verliert man nicht nur die Achtung vor solchen Leuten selbst in armen Verhältnissen, man verliert selbstverständlich auch die Bereitwilligkeit zur Hilfe, sei es von Landes- oder privatenwegen. Dem Herrn Regierungschef wird im Anrebeton vorgehalten, daß er Ausdrücke der Frau Eberle gegenüber gebracht habe, die ein Mann von Takt und Anstand nicht in den Mund genommen hätte. Und dazu kennt man den geschlachten Herrn Regierungschef im ganzen Lande als durchaus nicht so einen Streikämpfer. Da muß es schon böse hergegangen sein von seiten dieser Frau. Es gibt eben leider auch Frauen, die den von rechtmäßig zustehenden Anstand in feinerer Form nicht beanspruchen können.

Der Arbeiterzeitung müssen wir sagen, daß wir uns heute nur schämen, Liechtensteiner zu sein, weil solche Geistesprodukte in der Presse noch möglich erscheinen. Wir schämen uns

einzig damals, Liechtensteiner zu sein, als das Verbrechen im Lande triumphierte und Leute um die Arbeiterzeitung schweigend sekundierten, wir schämen uns, Liechtensteiner zu sein, wenn Leute, ob Christ, ob Jud, ob Sottentot im Lande einer katholischen Richtung mit Dreck besudelt werden.

Sie schreiben in Ihrem Blatte: „Nicht die Arbeiterzeitung führte das Land von einem Skandal in den andern (sehr schön gesagt, nur fehlen ist erlaubt!), bis dann die Affäre Rotter dem schon ganz mit Mißtrauen und Abscheu gefüllten Faß den Boden ausschlug. Die ganze Welt tabelte diesen neuen Skandal und Liechtenstein wurde in den ausländischen Zeitungen als Eldorado für Verbrecher hingestellt, was dem Lande noch kein letztes Unsehen raubte. Man mußte (ganz abgesehen von ausländischen) nur Schweizer Zeitungen lesen und Schweizer Bürger über uns sprechen hören, dann mußte man sich schämen, Liechtensteiner zu sein“. Liechtenstein hat blanken Schild, wohl den blankeren als manch ein Staat, dessen Asphaltpresse mit unserm Rufe Franken schinden wollte. Wir sagen noch einmal, Liechtenstein hat blanken Schild.

Weiter heißt es: „Als dann der zweite Skandal um die Rotters, die Rotter-Entführungssache, in Szene war, bekamen die Herren um die Regierung und um das Volksblatt scheinbar Angst vor dem Hitler-Deutschland, vor den Nationalsozialisten, denn die liechtensteinische Regierung berichtete (lt. „Völkisch, Beobachter“) der deutschen Regierung schnell, die Entführer seien keine Nationalsozialisten (wie fein diese Herren zu verdrehen verstehen! Die Schriftl.) und das Volksblatt huldigte Hitler und die Nazi, die es vor Hitlers Regierungsantritt nicht genug mit Schmutzartikeln beschmierern konnte.“

Erstens werden wir den Herren Gelegenheit geben müssen zu sagen, daß dies eine Lüge sondergleichen ist. Dann machen wir kein Hehl daraus, daß wir mit dem Zentrum Seite an Seite kämpften, daß wir andererseits aber die nationale Einigung in Deutschland wärmstens begrüßten. Wir bebauern auch heute wieder den Schritt des Nationalsozialismus gegenüber dem Zentrum, es wird sich als falsch erweisen, was hier im Drange der Ereignisse unternommen wurde. Wir wissen zu unterscheiden zwischen unangenehmen und schädlichen Vorkommnissen einer Partei und dem Lande selbst. Wenn uns die Herren nur nicht die deutsche Gefinnung seit Jahrzehnten noch absprechen wollen!

## Feuilleton Schattenblume.

Originalroman von Irene v. Hellmuth.  
 Ich ließ die schlechten Wege gangbar machen, an Stelle des alten, wackligen, morschen Steges haben wir jetzt eine neue schöne Brücke gebaut, ich gründete ein Asyl für arme, kranke Arbeiter, einen Kinderhort, und ich stehe auch jetzt nicht still. Sehen Sie, das gibt meinem Leben Inhalt und Wert und bringt mir mehr Freuden, als wenn man den vornehmen Nichtstuer spielt. Ich könnte es auch nicht ertragen, den ganzen Tag untätig herumzulungern; da erscheint einem das Leben gar bald schad- und inhaltslos. Ich muß mich immer betätigen, und wenn ich dann die freundlichen, zufriedenen Gesichter meiner Arbeiter sehe, dann fühle ich mich vollständig glücklich. Sehen Sie,“ fügte er hinzu, indem er auf eine lange Reihe kleiner, freundlicher Häuser deutete, „da wohnen meine Leute; ich habe ihnen gesunde Wohnstätten erbaut, an Stelle der alten, baufälligen Häuser“.

tenden folgten jetzt einem schmalen Fußpfade, der sich zwischen braunem Ackerfelde hingog. Im Osten tauchte der Rabenstein auf. Dort oben befand sich eine uralte, verfallene Burg ruine, von welcher nur der viereckige Turm in schwachen Umrissen sichtbar war. Die alten Umfassungsmauern verschwanden in Nebel u. Dunkelheit. „Dort oben soll die schöne Müllerin ihrem Liebsten ein Stelldichein gegeben haben und von ihrem Vater gepeitscht worden sein“.

„Arme Trude“, dachte Gerda, „wie sehr muß sie den Mann geliebt haben, daß sie den Tod im Mühlbach dem Leben vorzog, daß sie ihrem Vater, der noch heute den graufigen Tod seines Lieblings nicht vermeiden kann, etwas so Furchtbares antat!“

Gerda warf einen scheuen Blick hinauf auf den Turm, der dunkel und massig aus den wogenden Nebelmeer hervorragte. Ein paar Krähen umschwirrten kreischend das verfallene Mauerwerk.

Das junge Mädchen wandte sich jetzt an ihren Begleiter mit den Worten: „Ich finde mich nun ganz gut zurecht. Es ist ja nicht mehr weit bis zur Mühle. Bitte, bemühen Sie sich nicht mehr, ich kann das nicht zugeben, ich habe Ihre Güte schon allzulange in Anspruch

genommen. Nehren Sie um, das Wetter ist gar zu schlecht!“

Er lachte.  
 „Ach, das Wetter finde ich ganz erträglich; ich begleite Sie bis an das Hoftor, Sie treten von hinten über den Hof ein, damit Ihr Großvater mich nicht sehen kann.“

Der Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt. Nun galt es noch einen kleinen Abhang hinabzusteigen, dann standen sie vor dem alten Gebäude, das den Stempel des Verfalls überall deutlich erkennen ließ. Das hölzerne Tor wies deutlich Risse und Lücken auf, die Läden hingen zum Teil schief in ihren Angeln, die Mauer war vielfach abgebröckelt. Das Tor stand offen und so konnte man den geräumigen Hof überblicken, der still und dunkel dalag. Wie ausgestorben erschien alles rings umher, nichts regte sich.

Langsam und zaghaft näherte sich Gerda dem alten Hause, das ihr eine neue Heimat werden sollte.

Viktor reichte dem Mädchen die Hand zum Abschied.

„Leben Sie wohl, Fräulein und vergessen Sie nicht, wenn Sie des Rates, oder der Hilfe bedürfen sollten, sich an mich zu wenden. Ich werde schon Mittel und Wege finden, Ihr Le-

ben ein wenig freundlicher zu gestalten. Einfließen muß ich Sie Ihrem Schicksal überlassen“.

Gerda fühlte einen warmen Händedruck. Sie stammelte einige Worte des Dankes, dann war sie allein.

Sie ging rings um das Haus herum und stand dann mit hochklopfendem Herzen vor der Türe. Dieselbe erwies sich als unvergeschlossen, das Mädchen schlüpfte hinein. Der Flur war ziemlich dunkel, nur eine kleine Öllampe brannte dort und bei dem unruhig flackernden Schein erkannte Gerda in dem Lehmbofen tiefe Risse und Löcher.

Auch hier kein Ton, kein Laut!

Das junge Mädchen zitterte vor Kälte und war eben im Begriff, das zunächst liegende Zimmer zu betreten, als sie hinter sich jemand kommen hörte. Sie wandte sich rasch um und stand einer kleinen, alten Frau gegenüber, die eine Rückenlampe hochhielt u. damit dem Eindringling in das Gesicht leuchtete.

„Jesses“, rief sie überrascht, „bin ich aber jetzt erschrocken, wer ist denn da?“

„Rosel“, lachte Gerda freudig, — „Rosel, — kennst Du mich denn nicht mehr? — Ja, ja — schau mich nur an, ich bin's — die Gerda, — ich suche ein Unterkommen hier auf der Mühl-